

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

**Redaktion:** Lauhaer Str. 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Eine deutsche Kolonie.

Leipzig, 8. Juli.

„Ich kam, ich sah, ich — verlangte Verstärkungen“, darauf beschränkte sich bisher die Tätigkeit des Generals von Trotha in Deutschsüdwestafrika. Genau so, wie die Russen voller Hochmut auf die Japaner herunterblickten als auf „gelbe Affen“, die keine ernst zu nehmenden Feinde seien, genau so hochmütig sahen unsere Säbelkrosser und Schnurrbärte auf die Hereros herunter, auf die „schwarzen Kanakillen“, die man in spätestens 3 Monaten zur Vernunft gebracht haben werde. Beide, die „gelben Affen“ wie die „schwarzen Kanakillen“, haben ihrerseits ihren Gegnern etwas zur Besinnung verholfen, ganz so übermütig wie vor 1 und 5 Monaten ist die Sprache weder in Petersburg noch in Berlin. Aber je mehr man erkennt hat, daß weder die Japaner noch die Hereros die leichten Feinde sind, für die man sie gehalten, desto mehr wächst der Haß und die Wut gegen sie und desto fabelhafter werden zugleich die Grausamkeiten, die man ihnen andichtet. Die russischen Behauptungen von den Schrecklichkeiten, die die Japaner an gefangenen und verwundeten Russen begangen haben sollen, finden ihr Pendant in den Missetaten, die nach deutschen Versicherungen die Hereros an gefangenen Frauen sich haben zuschulden kommen lassen. Derartige Schauer-geschichten gehören zur Kriegsführung und sind meistens nur ein Mittel, den Soldaten die nötige Kriegswut beizubringen. Ist der Zweck erreicht und der Gegner überwunden, so gibt man sehr gern zu, daß alles erfunden und erlogen war. Der Zweck heiligt die Mittel. Als eine Folge dieser Kriegswut betrachten wir den skandalösen Vorschlag, den der Major v. François im Militär-Wochenblatt macht, nämlich absichtlich Bewehrpatronen zu „verlieren“, die mit Dynamit gefüllt sind. Bei ihrem Gebrauch würden die Hereros ebenso ihre Gewehre wie ihr Leben einbüßen. Einem so barbarischen Feinde gegenüber sei eben jedes Mittel recht, das Erfolg verspreche. Zweifellos wird dieses Mittel nicht angewendet werden, aber daß es überhaupt vorgeschlagen werden konnte, zeigt, wohin wir geraten sind. Wie konnten wir noch zur Zeit des Burenkrieges so tapfer schmählen über die grausame Art der englischen Kriegsführung; und doch tauchte ein derartiger Vorschlag wie der des Majors François auch nicht in der Periode der ärgsten Bedrängnis in der englischen Presse auf.

Im übrigen allerdings scheinen die Pläne, mit denen man sich trägt, eine sehr große und unangenehme Ähnlichkeit mit der Praxis zu haben, die die englische Soldateska im Burenlande ausübte. Dort wurde alles zugrunde gerichtet, die Ansiedlungen verbrannt und dem Erdboden gleichgemacht. Das wird nun freilich in Südwestafrika nicht geschehen, aber nur aus dem Grunde, weil

dort nichts zu verbrennen und vertilgen ist. Das Endziel des Krieges jedoch ist zweifellos das Gleiche, wie es in Südafrika das tatsächliche Ergebnis des Feldzuges war: Der Gegner soll wirtschaftlich vollständig ruiniert werden, Land und Vieh, die beiden Substanzmittel der Hereros, soll ihnen bis auf den letzten Rest abgenommen werden.

Es ist das eine Forderung, die ganz beiläufig, als verstände sie sich von selbst, in der Broschüre ausgesprochen wird, die die Ansiedler-Abordnung aus Hereroland in diesen Tagen in Berlin hat erscheinen lassen. Es heißt darin unter anderem: „Man wird den Hereros zur Strafe für die Verluste, die sie verursacht haben, ihr Land und ihr Vieh wegnehmen, man will diese Werte aber nicht dazu verwenden, um diejenigen schadlos zu halten, die jene Verluste erlitten haben. Es steht zu hoffen, daß das Gewissen des deutschen Volkes sich gegen solche ungerechte Behandlung der geschädigten Ansiedler ausrichten und dafür sorgen wird, daß ihnen ihr Recht wird. Die Ansiedler selbst werden nicht aufhören, für ihre berechtigten Ansprüche einzutreten und dafür zu kämpfen. Sie sind entschlossen, diesen Kampf bis zu seinen letzten Konsequenzen durchzuführen.“ Wie diese „letzten Konsequenzen“ aussehen, ist zwar in der Broschüre nirgendwo deutlich ausgesprochen, aus einigen Andeutungen scheint aber hervorzugehen, daß sie in dem Wegzuge der deutschen Ansiedler aus der Kolonie bestehen sollen. Wir wüßten nicht, wen diese Drohung schrecken sollte, die Mehrheit des deutschen Volkes sicherlich nicht, die ganz und gar nicht gewillt ist, Feldzüge zur größeren Ehre und zum größeren Reichtum der Leute zu übernehmen, deren jahrelangen Praktiken in der Hauptstadt der ganze Aufstand zuzuschreiben ist. Die deutsche Arbeiterklasse speziell steht diesem seltsamen Appell, den die expropriierten Expropriateure Südwestafrikas an das „Gewissen des deutschen Volkes“ richten, mit Eisefalten gegenüber. Bei ihren Berufsgenossen in Deutschland werden die Deutschafrikaner sicherlich mehr Sympathie und Verständnis finden für eine Forderung, die für die Kolonien dasselbe vom Staate verlangt, was er hier in Europa leistet, nämlich die Garantie für eine ungestörte und gesicherte wirtschaftliche Ausraubung der Massen, mögen diese Objekte der Ausraubung nun in weißer oder in schwarzer Haut stecken.

Alles in allem ist die Broschüre eine scharfe Anklage gegen das gesamte Kolonialsystem der deutschen Bureaucratie. Die völlige Ahnungslosigkeit der Verwaltung über die wirkliche Stimmung im Lande wird sehr gut charakterisiert. Sagte doch der Gouverneur der Kolonie noch kurz vor Ausbruch des Aufstandes jedem, der es hören wollte, mit einem Wasserfaß und einem Wanderstab versehen, könne man durch das ganze Land reisen. In der Tat scheint man fast durchweg eine auffallend „unglückliche“ Hand bei der Auswahl der Kolonialbeamten gehabt zu haben. Ein Artikel in der letzten Nummer der Kolonialen

Zeitschrift, der von einem Mitgliede der Ansiedler-Kommission verfaßt ist, spricht von Strebern und Schamschlagern, denen das Wohl der Kolonie erst in zweiter Linie stand. „Der Kolonialdienst wurde ihnen das Mittel zum Zweck: einen möglichst hohen Pensionsgrad erreichen und dann nach Hause gehen. Es konnte ja für solche Streberei kein günstigeres Feld geben, als die jungen Kolonien eines im Kolonisieren unerfahrenen Mutterlandes. . . . Wirklich tüchtige Menschen, die es wagten, von vornherein selbstbewußt aufzutreten und überzeugungstreue ihre eigene Ansicht mit Energie zu vertreten, wurden sehr bald als unbehaglich oder ungeeignet aus dem Kolonialdienst entfernt. So ist es geblieben bis in die heutige Zeit. Streberei wurde dankbar und lohnend anerkannt.“ Auch die Broschüre, die das Ansiedler-Komitee gemeinsam herausgegeben hat, spricht von dem „großen Durchmaßertum“, das diese Verwaltungsmethode herangezogen hat. Die Kritik wäre nie so ernst geworden, wenn ein freier und unabhängiger Ansiedlerstand von Anfang an im Lande gewesen wäre.

Zimmermann sagte einmal: England produziert die besten Baumwollstoffe, Frankreich die besten Weine, Deutschland aber die besten Bedienten. Wie man sieht, ist sich Deutschland darin bis heute gleich geblieben. Produktion von Bedienten und Bedientengehinnung ist die einzige „nationale“ Eigentümlichkeit, die es bisher entwickelt hat, und in diesem Sinne freilich ist auch Südwestafrika schon eine gut deutsche Kolonie geworden.

## Politische Uebersicht.

Parlament und Presse.

Die Nationalliberale Korrespondenz bringt einen Artikel, und die nationalliberale Presse drückt ihn eifrig nach, in dem das nach Schluß der Parlaments seltener beliebte Thema des übertriebenen parlamentarischen Redefiebers behandelt wird. Die Klagen sind uralte, aber auch das Mittel, das von liberaler Seite vorgeschlagen wird, ist nicht weniger alt. Man soll, so rät die Korrespondenz, in der Presse übereinkommen, den größten Teil der Verhandlungen einfach totzuschweigen. Dann würde sich die Redelust vieler Abgeordneter schon legen. So lange aber die Presse den Parlamentarier die „Redeschlepper“ trage, sei kein Ende der Vielrederei abzusehen; denn gerade dadurch werde die Unmöglichkeit der Leute gefördert, die gern, viel und breit reden und sich dann gedrückt sehen möchten.

Die Charakteristik, die die nationalliberale Presse mit diesen Worten von den nationalliberalen Abgeordneten entwickelt, ist gewiß richtig und ist ihr auch schon häufig von sozialdemokratischer Seite als zutreffend bezeugt worden. Aber man bilde sich doch nicht ein, daß man die „Unmöglichkeit“ der bürgerlichen Parlamentarier dadurch heilen könne, daß man die Offenlichkeit der Verhandlungen auf dem einen oder dem andern Wege einengt oder beseitigt. Im Gegenteil wird dann

## Seuilleton.

[Nachdruck verboten.]

### 15) Auf der letzten Schwärze.

Roman von Gustaf af Geijerstam.

Aus dem Schwedischen überetzt von Francis Maro.

Das ist doch gut, daß der Großhändler sich nicht fürchtet, zu segeln, dachte Fille Bumm, und seine kleinen Augen plixten bei dem Gedanken an die Genüsse, die ihn erwarteten, wenn er zur Stadt kam, einen Fünfer in der Tasche, und einem größeren Publikum die Geschichte seines Sturzes vom Dache erzählen konnte.

Da hörte Fille Bumm jemand hinter sich auf der Brücke gehen, und er drehte sich um, um zu sehen, wer es war. Der Großhändler konnte es nicht sein, denn der Großhändler hatte die spakhafte Gewohnheit, zu jodeln und laut zu schreien, wenn er ging, und außerdem setzte er die Absätze so auf, daß es krachte. Dies tat er, wie er zu sagen pflegte, um zu zeigen, daß „ein besserer Mensch“ kam.

Die Gestalt, auf die jetzt Fille Bumm seinen Blick festete, ging so vorsichtig über die Brücke, als trippelte sie über Eis. Der Mann ging so langsam, als fürchtete er, die Brücke könnte nicht halten; und hätte jemand Bumm gefragt, ob er der Ansicht sei, daß jetzt „ein besserer Mensch“ käme, so wäre er dem Fragenden wohl die Antwort schuldig geblieben. Fille Bumm hatte mit den Augen geblickelt und den Ankömmling betrachtet, ohne zu sprechen, während er sich innerlich vor zurückgedrängter Lustigkeit schüttelte. Dies tat Bumm schon

jetzt, obgleich er ganz allein war, und es machte ihm Spaß, zu sehen, wie eintönig grau der Kommande vom Kopf bis zu den Beinen war. Der Rock war grau, und das Halsstuch, das zweimal um den Hals geschlungen lang, war auch grau. Der Hut und die schiefgetretenen Schuhe, der Kinntbart, der von einem Ohr zum andern ging, das Haar, das Gesicht, die Augenbrauen, ja selbst die Augen machten den Eindruck eines verwaschenen Grau, in dem alle andern Farben ertranken. Es lag nichts Herausforderndes in dem Auftreten dieses Mannes. Er war demütig in seinem Benehmen wie ein Mensch, der sich in eine ganz fremde Umgebung versetzt fühlt, von der er nicht das mindeste versteht; und er lästete die Mühe, als er Bumm erblickte. Er sah aus, als wüßte er, daß er einer in diesem Orte verachteten Rasse angehörte, und Fille Bumm sah aus, als wüßte er es ebenfalls.

„Diener“, sagte der Schärenbewohner und nickte dem andern herablassend zu. „Bist du von daheim?“ Mit einem scharfen Blick für das verachtete Gewerbe, das darin besteht, hinter dem Pfluge einzherzugehen und in der Erde zu graben, tagierte Fille Bumm den Kommanden mit dem unbestimmbaren Schimpfnamen Bauer, und durch gewisse Anzeichen war er überzeugt, daß er vor sich nicht nur einen Bauern schlechthin, sondern einen Bauer aus Hisingen hatte. Und das machte die Sache noch ärger.

Fille Bumm wußte aus eigener Erfahrung, daß er, einer der Herren des Meeres, wenn er auf abschloßen Seemannschlappen oder in hohen Seefletern, im Wollwams, den Südwester im Nacken, in Hisingen am Land schlurste und da in eine Versammlung von Bauern geriet, er selbst eine schlechte Figur machte und es sogar passieren

konnte, daß er da zu wissen bekam, daß er lebte. Das war ihm schon in früheren Zeiten geschehen, und nun fand er, daß er sich bei dem Bauern für das letzte Mal bedanken konnte. Der Hassflamme in ihm auf, und übrigens hatte er ohnehin nichts zu tun, bis der Großhändler kam.

Da der Angesprochene nicht antwortete, wiederholte Bumm seine Frage, und fühlte sich sehr glücklich, als er sah, daß der kleine Mann zornig wurde. Der Bauer verstand nämlich sehr wohl, daß man ihn zum besten halten wollte, und es lag auch gar nicht in Fille Bumm's Absicht, das zu verhehlen.

Aber fremd, wie er sich da zwischen all den Booten, Fischen und Gerätschaften mannigfacher Art fühlte, an denen er auf seiner Wanderung durch das Dorf vorbeigegangen war, fiel dem Bauer nichts andres zur Antwort ein, als ein bedeutungsloses Ja. Und das reizte ihn noch mehr.

„Das hab ich gleich gesehen“, versicherte Bumm, der fühlte, daß er die Oberhand hatte, und nicht abgeneigt war, sie zu mißbrauchen.

Er maß den kleinen grauen Mann mit den Widen und bemerkte:

„Was tust du überhaupt hier?“

Der kleine Mann sah so erschrocken aus, als fürchtete er, man könnte ihn auf unerlaubten Wegen vermuten, und antwortete kleinlaut, während in ihm der Bohn gährte:

„Kartoffeln wollt ich verkaufen.“

„Ah, der Teufel“, sagte Fille Bumm. „Gibt die mehr Kartoffeln, als du freisen kannst? Na, bietest du mir keine Biere an?“